

DAS MAGAZIN

Wie viel Eltern braucht Erfolg?

Nahaufnahme einer
Ski-Superstar-Familie Seite 20



ODERMATT, MARSEILLE

Liebe Leserinnen und Leser,

zwar bin ich nur ein einziges Mal in meinem Leben auf Ski gestanden (Hoch-Ybrig), der Sport meiner Jugend war Fussball. Dennoch sind mir die Namen der Schweizer Skistar der letzten Jahrzehnte natürlich vertraut – Nationalsport, eben. Der Grösste unter den aktuellen Grössen ist fraglos Marco Odermatt. Meine Kollegen Christof Gertsch und Mikael Krogerus haben sich ein Jahr lang intensiv mit ihm beschäftigt. Sie haben ihn begleitet, beobachtet und mehrfach zum Gespräch getroffen, sich mit Dutzenden Menschen aus seinem Umfeld unterhalten, Zahlen, Daten und Fakten zu seinen körperlichen Leistungen gesammelt.

Daraus entstand zum einen unsere aktuelle Titelgeschichte, zum anderen das Buch «Marco Odermatt. Meine Welt», das am 11. November bei Wörterseh erscheint. Die Titelgeschichte geht der Frage nach, wie viel Einfluss Eltern auf den sportlichen Erfolg ihrer Kinder haben, wie sie diesen fördern können und wann sie ihm im Weg stehen. Vom Ergebnis aus betrachtet ist klar: Die Familie Odermatt hat alles richtig gemacht. Letztlich ging es dabei um eine Balance aus Arbeit und Spass, Planung und Flexibilität, Ehrgeiz und Demut, gemeinsamer Anstrengung und individuellen Freiräumen. Klingt wie ein gutes Rezept für uns alle. (*Seite 20*)

In Barcelona gibt es ziemlich herbe Ecken, auch Neapel kennt Gegenden, die sich nicht vorbehaltlos für touristisches Sightseeing eignen. Zwei feurige Hafenstädte halt, mit wilden Gestalten von überallher und schroffen Gegensätzen zwischen mediterranem Liebreiz und urbaner Härte. Fragt man jedoch Frankreich-Korrespondent Oliver Meiler, welche Metropole am Mittelmeer die im besten Sinne verrückteste sei, dann lautet seine Antwort: Marseille. Meiler hat von 2009 bis 2011 dort gelebt, und so lag ihm sein Porträt der ältesten Stadt Frankreichs, die er zusammen mit dem ebenfalls ortskundigen Berner Fotografen Michael von Graffenried für uns durchstreift hat, ganz besonders am Herzen. (*Seite 8*)

Ich wünsche Ihnen ein schönes Wochenende,

BRUNO ZIAUDDIN

In eigener Sache: Für seinen Beitrag «Auschwitz. Ein Ozean des Leidens» («Magazin» N° 4/25) wurde Christof Münger, Auslandschef von Tamedia, mit dem Medienpreis für Qualitätsjournalismus ausgezeichnet. Wir freuen uns mit dem Kollegen und gratulieren herzlich!

- 8 Himmel und Hölle in einem: Eine Reportage aus Marseille, Europas wildester Stadt. **VON OLIVER MEILER**
- 18 Die Schweiz und andere Kuriositäten: Vierundzwanzig erstaunliche Aperçus zu unserem Land. **VON MATHIAS PLÜSS**
- 20 Phänomen Odermatt: Wie der Roger Federer des Skisports wurde, was er ist. **VON CHRISTOF GERTSCH & MIKAEL KROGERUS**
- 4 **PHILIPP LOSER** Wie man mit neunundfünfzig (k)einen Job findet
- 4 **KATJA FRÜH** Grosi und wie die Enkelkinder sie sahen
- 5 **WAS WIR LESEN** Klüger werden mit Lea Ypi
- 6 **MONATSGESPRÄCH** Besser altern mit Heike Bischoff-Ferrari
- 26 **CHRISTIAN SEILER** Kuchen! (Aber bitte mit Mohn)
- 29 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** Befördert werden ist nicht schwer...
- 30 **EIN TAG IM LEBEN** einer queeren Gesundheitsfachperson
- 31 **DAS DING MIT KÜNG** Eine 5 Kilogramm schwere Hommage an Donald Duck

Fascht e normali Familie

Marco Odermatt ist der grösste Schweizer Sportstar der Gegenwart. Sein Erfolg ist auch ein Familienprojekt. Allerdings leicht anders, als man meinen könnte.

TEXT CHRISTOF GERTSCH
& MIKAEL KROGERUS

«Er wäre selbst unheimlich gern Geiger geworden. Aber wisst ihr, was dann passierte? Es stellte sich heraus, dass er sehr liebe Eltern hatte.»

Vielleicht ist es ungewöhnlich, einen Text über Marco Odermatts Eltern mit diesem Satz beginnen zu lassen. Vielleicht aber auch nicht. Denn er berührt eine Frage, um die jede Hochleistungsbioografie kreist, die aber selten offen ausgesprochen wird: Was, wenn der entscheidende Unterschied nicht das Talent war, sondern das Elternhaus?

Gesagt hat diesen Satz Otmar, eine der zentralen Vaterfiguren in «Otmars Söhne», Peter Buwaldas grossem Roman über Elternschaft, Schuld und enttäuschte Erwartungen. Otmar spricht über seinen Vater, der Musiker werden wollte und es vielleicht auch geworden wäre, hätte er nicht Eltern gehabt, die zu verständnisvoll waren. Zu «lieb».

Otmar sieht darin einen Fehler. Und macht es anders. Er unterrichtet seine hochbegabten Kinder Tosca und Dolf täglich viele Stunden lang, bringt ihnen Geige und Klavier bei, formt sie zu kleinen Wundern des Kulturbetriebs. Weil er glaubt, dass man Kinder nicht sich selbst überlassen darf, wenn etwas aus ihnen werden soll.

Die Frage stellt sich nicht nur in der Kunst, sondern auch in allen anderen Bereichen der Exzellenz, zum Beispiel im Sport: Auch Marco Odermatts Weg an die Spitze verlief nicht nur

durch Stangen und Trainingspläne, sondern vor allem durch eine Kindheit, in der vieles möglich gemacht wurde. Dass er heute fährt, wie er fährt, hat auch damit zu tun, wie seine Eltern ihn begleiteten. Wie sie ihn führten.

Aber wie viel elterlichen Einsatz braucht es, damit ein Kind an die Weltspitze gelangt? Und was heisst «Einsatz»? Heisst es, dass Eltern fordern statt lieben? Oder geht beides: fordern und lieben? Geht beides, Priska und Walter Odermatt?

Das sind die Odermatts: Priska, geboren 1967, und Walter, geboren 1968, sind die Eltern von Marco, geboren 1997, und Alina, geboren 2000. Priska ist Hausfrau, Walter leitender Bauingenieur in einem Ingenieurbüro in Stans. Ein ziemlich normales Schweizer Ehepaar. Eine ziemlich normale Schweizer Familie.

«Aber natürlich geht beides», sagt Walter, den alle Walti nennen, und lehnt sich zurück. Priska, die neben ihm sitzt, lächelt. «Aber das ist die kurze Antwort.» Die lange? Die ist – wie so vieles im Sport und im Leben – etwas komplizierter.

Also gehen wir ganz an den Anfang. In den Kanton Nidwalden der Siebzigerjahre. Walti wuchs in Hergiswil auf, als Ältester von drei Kindern, auf 700 Metern am Fuss des Lopper.

Priska in Buochs, zehn Autominuten entfernt, mit einer Zwillingsschwester, in einem Einfamilienhausquartier. Waltis Vater war Magaziner in einer Darmhandlung, die Därme aus Argen-

tinien importierte und an Metzgereien vertrieb. Priskas Vater arbeitete auf der Bank und engagierte sich im Kirchenrat. Beide Mütter waren Hausfrauen.

Bei den Odermatts gab es keine Auszeiten – und wenn, dann zu Hause. In Priskas Kindheit gab es eine Reise ans Meer und Ferien im Tessin. Walti verbrachte seine Nachmittage im Wald. Priska im Pool, den ihr Vater im Garten selbst ausgehoben hatte. Waltis Familie war praktisch Selbstversorger, sie hielten Schafe, assen, was der Garten hergab, lebten einfach. Priskas Familie war gutschweizerischer Mittelstand. Schön sei es gewesen, sagt sie, wenn auch nicht besonders sportlich. Walti hingegen fuhr Skirennen, soweit es das Geld erlaubte. Dass alle drei Kinder Ski fahren konnten, sei im Nachhinein ein kleines Wunder, sagt er. Aber: Möglich gemacht wurde es irgendwie immer.

Als sich Priska und er in den Neunzigerjahren kennen lernten, ineinander verliebten und schliesslich heirateten, war das für beide der Beginn eines neuen Lebens. Für Walti bedeutete es auch noch einen Ortswechsel: von Hergiswil nach Buochs. Priska hatte dort eine Bauparzelle geerbt, was es dem jungen Paar ermöglichte, ein Haus zu bauen. 1996 zogen sie ein, ein Jahr vor der Geburt von Marco.

Wenn Walti heute davon erzählt, sagt er es mit einem Lachen. Doch damals fiel ihm der Umzug alles andere als leicht. Nicht weil er etwas gegen Buochs gehabt hätte. Auch die zehn

DAS MAGAZIN N°45 – 2025 BILDER: FLORIAN SPRING

DAS MAGAZIN N°45 – 2025 BILDER: FLORIAN SPRING



Niemand kennt ihn so, wie sie ihn kennen: Marco Odermatt mit Mutter Priska, Schwester Alina und Vater Walti.

Autominuten waren nicht das Problem. Das Problem war: Er musste Hergiswil verlassen. Das klingt wie ein Klischee, aber wie so oft steckt auch hier ein Körnchen Wahrheit drin. Ein echter Nidwaldner, und als solchen versteht sich Walti, siedelt nicht leicht um. Auch nicht über den nächsten Hügel.

Was aber ist das, ein «echter» Nidwaldner?

Es ist eine Selbstzuschreibung, ein Mythos. Aber wenn man den Erzählungsglaubt, dann ist der echte Nidwaldner einer, der verwurzelt ist. Bodenständig, zuverlässig, naturverbunden. Einer, der lieber handelt, als redet. Der niemandem etwas vormacht, auch nicht sich selbst. Kein Visionär, aber einer, der findet: Wenn man etwas macht, dann richtig.

Diese Charakterisierung kommt nicht aus dem Nichts. Sie ist über Jahrhunderte gewachsen, geprägt von der Topografie mit ihren steilen Hängen und engen Tälern, vom Katholizismus und von der kleinteiligen politischen Ordnung. Im Zentrum steht das Bild des eigensinnigen Freiheitskämpfers. Immer wieder stellte sich der kleine Innerschweizer Kanton gegen äussere Eingriffe – und schuf sich so einen Ruf, der bis heute nachhallt: Nidwaldner gelten als unbeugsam, gelegentlich bis zur Sturheit, wenn es um ihre Unabhängigkeit und ihre Traditionen geht.

«Duä nid so städtisch», sagt man hier, wenn jemand sich kompliziert ausdrückt oder anstellt.

1798 leisteten die Nidwaldner erbitterten Widerstand gegen die fran-

zösischen Truppen, die die Alte Eidgenossenschaft besetzten. 1815 traten sie kurzzeitig aus der Eidgenossenschaft aus. Und 1848, bei der Gründung des modernen Bundesstaats, standen sie – als Teil des katholisch-konservativen Sonderbunds – auf der Gegenseite.

Die wichtigste Nidwaldner Sagen-gestalt ist jedoch viel älter: Arnold von Winkelried. Der Held der Schlacht bei Sempach von 1386, der sich in die Speere der Feinde gestürzt haben soll, um seinen Kameraden eine Gasse zu schlagen. Ein Akt ultimativer Opferbereitschaft für die Freiheit. Die Geschichte gehört zum Gründungsmythos der Schweiz, aber in Nidwalden wird sie mit Lokalstolz gepflegt. —

Winkelrieds Opfermut mag eine Legende sein. Doch der Wille, das Eigene zu bewahren, ist echt. Und er existiert bis heute. Man erkennt ihn an Festen, hört ihn in der Sprache, spürt ihn im Alltag. Am besten vielleicht in den Vereinen. Wer verstehen will, wie die Nidwaldner Gesellschaft funktioniert, muss auf die Jodlerclubs, Tambouren und Chöre blicken. Und auf den Skiklub Hergiswil – das Zentrum, in dem sich auch das Leben der Odermatts spiegelt.

Walti wurde in diesem Skiklub gross. Durchlief alle Nachwuchsstufen, schaffte es ins Regionalkader, nahm an internationalen FIS-Rennen teil. Für den ganz grossen Durchbruch reichte es nicht, doch die Leidenschaft blieb. Es waren die Achtzigerjahre, das Jahrzehnt des Schweizer Medaillenwunders: An der Heim-WM 1987 in Crans-Montana holten die Schweizer Skifahrerinnen und Skifahrer vierzehn Medaillen, acht davon Gold – ein Triumph, dem man erst mehr als dreissig Jahre später wieder nahe kam, 2025 in Saalbach, mit dreizehn Medaillen und Marco Odermatt als Anführer des neuen goldenen Teams.

Waltis grosses Vorbild in Jugendjahren: Pirmin Zurbriggen. Der stille Schaffer aus dem Wallis, vierfacher Weltmeister, Olympiasieger, Gesamtweltcup-Sieger – und mit siebenundzwanzig Jahren bereits zurückgetreten. Die Gründe: körperliche Beschwerden, wiederkehrende Knieprobleme. Aber auch mentale Erschöpfung. Der ständige Druck und das Leben im Rampenlicht hatten Zurbriggen zu schaffen gemacht. Er zog sich zurück, bevor es ihn vollends aufrieb. Das war im Jahr 1990.

Sieben Jahre später kam Marco zur Welt. Weitere siebenundzwanzig Jahre danach, am 22. Dezember 2024 in Alta Badia, überholte er Pirmin Zurbriggen als erfolgreichsten Schweizer Weltcup-Skifahrer.

Heute wissen wir das. Damals, am 8. Oktober 1997, ahnte es niemand.

Das ist das Problem mit Sportbiografien: Sie sind vom Ende her gedacht. Aus dem Moment des Triumphs heraus wird rückblickend erklärt, wie es dazu kam, welche Weichen gestellt wurden, wer beteiligt war.

Diese Form des Erzählens folgt einer Logik, die in der Philosophie als Teleologie bekannt ist – der Vorstellung, dass alles auf ein Ziel hin angelegt ist. Dass der Anfang bereits im Licht des Endes steht. Nur: So funktioniert das Leben nicht. Und Spitzensport schon gar nicht.

Als Marco Odermatt aufwuchs, war völlig unklar, was einmal aus ihm werden würde. Die Entscheidungen, die seine Eltern trafen – das frühe Aufstehen, die langen Autofahrten, die entgangenen Einladungen, das geduldige Warten am Pistenrand –, waren Bausteine, die erst in der Rückschau als Fundament seines Erfolgs erkennbar sind. Im Augenblick selbst waren sie: Alltag.

Und genau darin liegt die eigentliche Herausforderung des Sports. Dass die oft anstrengenden, eintönigen, repetitiven Abläufe, zu denen man sich immer wieder aufs Neue überwinden muss, so absolviert werden müssen, als führten sie zu etwas Grossem, obwohl es gut sein kann, ja: wahrscheinlich ist, dass sie unbelohnt bleiben.

Einerseits ist das die Schönheit des Sports: dass er Menschen dazu

bringt, alles zu geben, auch wenn es nichts bringt. Wenn man aber, wie hier, die Geschichte vom Ende her erzählt, verleiht man im Nachhinein allen Entscheidungen eine scheinbare Zwangsläufigkeit, allen Entbehrungen eine rückblickende Sinnhaftigkeit. Als hätte es gar nicht anders kommen können. Dabei war bis zuletzt alles offen.

Und vielleicht ist es gerade deshalb wichtig, sich in dem Moment, da man diese Erfolgsgeschichte erzählt – die Geschichte eines Jungen, der es geschafft hat –, an all die anderen Geschichten zu erinnern, die genauso begonnen haben. An die 999 Kinder, deren Eltern ebenso früh aufstanden, ebenso viele Kilometer fuhren, ebenso viel verzichteten. An die Vereine, die sich mit demselben Eifer engagierten. An die Träume, die genauso gross waren. Und an die Hoffnungen, die sich am Ende nicht erfüllten. Nicht, weil jemand versagt hätte. Sondern weil Erfolg im Sport so selten ist.

Priska lässt ihn machen. Wenn sie spricht, dann erzählt sie von dem, was zwischen den Zahlen passiert ist: wie es sich anfühlte, was es im Alltag bedeutete, was sozusagen hinter den Kulissen geschah, während draussen trainiert wurde.

Priska wandert gern, geht in die Berge, hat Ausdauer. Aber sie ist keine Skifahrerin. Oder besser: keine leidenschaftliche. «Ich fahre nicht gern Sessellift», sagt sie. «Ich habe Höhenangst. Ich habe sogar mal eine Therapie gemacht.» Wer das weiss, kann erahnen, wie viel es ihr bedeutet haben muss, trotzdem immer wieder mitzugehen. Jahr für Jahr, Training für Trai-

Priska und Walti sagen, sie hätten einfach gemacht. Seien einfach drangeblieben. Jahr für Jahr. Kaderstufe für Kaderstufe. Aber wer ihnen länger zuhört, merkt: Es war schon ein bisschen komplizierter.

Wie der Vater, so nicht die Mutter

Zum ersten Mal auf Ski stand Marco mit zwei. Es gibt Fotos davon – weil Walti sie aufbewahrt hat. Und es gäbe diese Fotos nicht, hätte Walti den Sohn nicht zum Skifahren mitgenommen. Die Wahrscheinlichkeit, dass man Skifahrer wird, wenn die Eltern selbst nicht Ski fahren, ist deutlich geringer als – sagen wir – beim Fussball. Skifahren mag in der Schweiz Nationalsport sein, aber es ist voraussetzungsreich. Aufwendig. Auch teuer.

Wenn die Odermatts über diese Jahre sprechen, übernimmt meist Walti. Das Sportliche ist sein Bereich. Er denkt in Jahren, Kaderstufen, Klassierungen. Er erklärt, was das NLZ ist (das Nationale Leistungszentrum). Er rechnet vor, was eine Skikarriere kostet (dazu kommen wir gleich). Und er weiss noch genau, wie Marco bei den Swiss-Ski-Power-Tests abgeschnitten hat (untergewichtig damals, aber mit Bestwerten in der Schnellkraft). Walti ist der Erklärbär der Familie.

Priska lässt ihn machen. Wenn sie spricht, dann erzählt sie von dem, was zwischen den Zahlen passiert ist: wie es sich anfühlte, was es im Alltag bedeutete, was sozusagen hinter den Kulissen geschah, während draussen trainiert wurde.

Priska wandert gern, geht in die Berge, hat Ausdauer. Aber sie ist keine Skifahrerin. Oder besser: keine leidenschaftliche. «Ich fahre nicht gern Sessellift», sagt sie. «Ich habe Höhenangst. Ich habe sogar mal eine Therapie gemacht.» Wer das weiss, kann erahnen, wie viel es ihr bedeutet haben muss, trotzdem immer wieder mitzugehen. Jahr für Jahr, Training für Trai-



Marco Odermatt hat eine Patenschaft übernommen für einen Quadratmeter vom Zielhang am Chuenisbärgli in Adelboden.

ning, Rennen für Rennen. Sie war dabei, nicht wegen des Sports, sondern wegen der Freude, die Marco daran hatte. Sie blos als Zuschauerin in dieser Geschichte zu verstehen, wäre ein grundlegender Irrtum.

Mit sechs durfte Marco zum ersten Mal ins Herbstlager des Skiklubs Hergiswil nach Saas-Fee. Walti war der Organisator.

Er liebte diese Lager, bereitete sie lange im Voraus vor. Zwei Dinge waren ihm wichtig: dass die Kinder eine solide Ausbildung auf den Ski bekamen und dass sie Spass hatten. Das bedeutete: nie mehr als ein halber Tag Training in den Stangen. Die Nachmitte waren reserviert für Abenteuer, Spiel, Entdeckung im Schnee.

Walti ist überzeugt: Genau dort, auf jenen Hängen in Saas-Fee, auf der Klewenalp und am Jochpass, wo je-

weils das Weihnachtslager stattfand, wurde die Basis gelegt für Marcos Weg an die Spitze. Weil dort nicht einfach Stangenfahren und Skitechnik trainiert wurde. Sondern weil man durch Tiefschnee fuhr, durch Wälder, über Buckel und Schanzen. Weil Skifahren nicht Pflicht war, sondern Spass.

Es ist die Gretchenfrage des Sports: Wann beginnt man mit Stangentraining? Die einen sagen: so früh wie möglich. Walti sagt: lieber später. Ihm war etwas anderes wichtiger, das freie Fahren. Das Sich-Ausprobieren. Die Lust an der eigenen Linie.

«Ein guter Skifahrer», sagt er, und er weiss, dass das ein wenig pathetisch klingt, «wird man nicht zwischen den Toren. Man wird es in der Freiheit.»

Walti engagierte sich nicht nur im Skiklub Hergiswil, bald wirkte er auch

darüber hinaus. Gemeinsam mit seinem Freund Paul Schmidiger, auch er ein leidenschaftlicher Skifahrer, war er früh der Meinung, dass es in Nidwalden mehr braucht als Idealismus und Zufall. Es braucht Strukturen. Verlässliche Förderung. Eine Idee davon, wie man Talente entwickelt.

Die beiden begannen, im Kleinen gross zu denken – und überzeugten die Schulen, Behörden und Vereine davon, eine kantonale Nachwuchsförderung aufzubauen. In den Nullerjahren, als Marco gerade eingeschult wurde, leistete sich Nidwalden als einer der ersten Kantone einen eigenen Skitrainer.

Auch Paul Schmidiger hat einen Sohn: Reto, fünf Jahre älter als Marco. Er war einer der Ersten, die vom neuen System profitierten – und wurde Marcos erstes grosses Vorbild. Die Fördergruppe startete im Jahr 2005 mit sechs Kindern. Drei davon schafften es in den Jahren danach in den Weltcup: Reto Schmidiger, Andrea Ellenberger und Priska Nufer, eine Obwaldnerin. Eine Erfolgsquote von fünfzig Prozent – das muss man den Nidwaldnern erst einmal nachmachen.

Und vielleicht ist das der entscheidende Punkt bei Walti Odermatt: dass er sich nicht engagierte, um seinen eigenen Kindern den Weg freizuräumen, sondern weil er überzeugt war, dass es solche Wege für viele geben sollte. Als später auch Marco und dessen jüngere Schwester Alina von den Strukturen profitierten, die er initiiert hatte, war es möglicherweise genau das, was den Unterschied machte. Dass es nicht nur ihretwegen war. Vielleicht nahm es etwas vom Druck. Vielleicht öffnete es erst den Raum, in dem sie wachsen konnten.

Erkundigt man sich im Schweizer Skisport über Walti, heisst es oft, er sei ein Diplomat. Gemeint ist, dass er sich nie wichtiger machte, als er war. Walti ist einer, der sich zurückhält. Als Marco später nach Engelberg in die Sportmittelschule wechselte und noch später Swiss-Ski-Kaderfahrer wurde, mischte sich Walti nicht mehr ein. Kein Trainer, kein Funktionär musste sich je mit einem überhegeizigen Vater herumschlagen. Ob das Absicht war oder einfach Anstand, ist schwer zu sagen.

Walti sagt: «Marco konnte von jedem Trainer profitieren. Und solange es vorwärtsging, gab es keinen Grund, etwas zu sagen.» Aber was, wenn Marcos Entwicklung ins Stocken geraten wäre? «Auch dann», sagt Walti, «wäre es nicht an mir gewesen, das zu korrigieren.»

Er weiss, dass manche denken, er sei ein verbissener Vater gewesen. Er sagt dazu: «Verbissen war ich nie. Ich war konsequent.»

Aber was heisst das, konsequent?

Zwischen Priska und Walti entspinnt sich ein Dialog, in dessen Verlauf man das Gefühl bekommt, dass die beiden in diesem Moment selbst noch einmal neu verstehen, was sie damals geleistet haben.

Priska: Konsequent heisst zum Beispiel: Die Kinder mussten am Abend immer pünktlich ins Bett. Auch am Freitag. Vor allem am Freitag. Sie kamen von der Schule nach Hause, machten ihre Aufgaben, gingen schlafen. Ich machte die Sandwiches, Walti war im Keller und präparierte die Ski, und am Samstag sind wir ganz früh auf. Und das jedes Wochenende. Den ganzen Winter lang.

Walti: Und du hast das mitgemacht. Als Nichtskifahrerin.

Priska: Wenn wir am Samstagabend zurückkamen, waren alle kaputt. Die Kinder duschten, setzten sich vor den Fernseher und schauten das Weltcup-Rennen vom Mittag. Du bist in den Keller verschwunden, ich in die Küche. Habe das Znacht gemacht, neue Sandwiches gestrichen. Und dann gings ins Bett, weil auch am Sonntag um sechs Uhr wieder der Wecker klingelte.

Walti: Für dich war das eine riesige Umstellung. Stell dir vor, du wärst eine gewesen, die sich querstellt. Das hätte nie funktioniert. Ein halbes Jahr lang keine Gäste, keine Einladungen, keine Abende mit Freunden.

Priska: Du kannst nicht Leute einladen, wenn du um neun Uhr sagst: Jetzt gehen wir schlafen. Einmal, zweimal haben wirs versucht – und dann war klar: Das geht nicht.

Walti: Ganz ehrlich, Priska, warum hast du das eigentlich alles mitgemacht?

Priska: Ich habe am Anfang gar nicht verstanden, dass wir das jetzt jahrelang so machen werden. Man rutscht einfach rein, oder? Es beginnt mit einem Regionalrennen, und irgendwann ist man mittendrin. Ich glaube, ich habe dann weiter mitgemacht, weil ich gesehen habe, wie viel Freude die Kinder hatten. Das hat mich getragen. Dass sie vielleicht irgendwann mal im Weltcup fahren würden – daran haben wir nicht gedacht. Aber sie hatten Freude. Immer. Und sie hatten gute Kolleginnen und Kollegen beim Skifahren. Als die Pubertät kam, sind viele abgesprungen. Unsere Kinder nicht. Sie hatten nie das Gefühl, sie würden etwas verpassen.

Walti: Im Sommer durften sie jeweils wählen, ob sie mit uns in die Ferien fahren oder mit dem Nidwaldner Skiverband ins Konditionslager wollten. Und fast immer entschieden sie sich fürs Lager.

Priska: Stimmt, als die Kinder im JO-Kader des NSV oder des ZSSV waren, gingen wir allein wandern in Österreich... Weisst du, je länger wir darüber reden: Vielleicht war es entscheidend, dass ich nicht gearbeitet habe. Wir hatten dieses klassische Modell: du im Büro, ich zu Hause. Ich kümmerte mich um Haus, Garten, Kinder. Ich war einfach da. Bei heutigen Familien ist das anders. Und das ist auch gut so.

Aber für den Weg, den wir mit unseren Kindern gegangen sind, war das Konstrukt wohl genau richtig. Die Kinder kamen heim, und ich wartete mit dem Abendessen. Ich war es auch, die sie zum Training fuhr. Zweimal, manchmal dreimal pro Woche. Und am Sonntagabend sass ich oft da und dachte: Zum Glück ist morgen Montag. Endlich wieder ein bisschen Alltag. Ich weiss wirklich nicht, wie das gegangen wäre, wenn ich daneben noch hätte arbeiten müssen. Wenn ich heute sehe, wie andere Familien das machen mit Beruf, Betreuung – da frage ich mich manchmal, ob Spitzensport auf diesem Niveau überhaupt noch entstehen kann.

Walti: Möglicherweise nicht.

Priska: Manchmal hatte ich allerdings das Gefühl, mich rechtfertigen zu müssen. Dafür, dass ich «nur» zu Hause war. Du warst viel unterwegs, als Technischer Leiter des Skiklubs Hergiswil, im Vorstand des Nidwald-

ner Skiverbands, in der Baukommission fürs Schulhaus, im Stiftungsrat des Altersheims, bei der Kirchenrenovation Buochs. Wenn du abends im Skikeller nicht herumgewekelt hast, warst du an einer Sitzung. Ich war einfach immer da. Aber ich vermisste nichts. Erst als die Kinder grösser wurden und andere Frauen wieder arbeiten gingen, kam die Frage: «Was machst du eigentlich?» Und dann stand ich da und musste sagen: nichts. «Also nichts Offizielles», sagte ich dann. Denn dass ich in Wahrheit zu Hause fast alles machte, wussten nur die, die wirklich hinschauten.

Walti: Das stimmt absolut.

Priska: Ich fand es eigentlich immer gut. Ausser in der Altjahrswoche. Am 24. und 25. Dezember sassen wir als Familie unter dem Baum, feierten Weihnachten, packten Geschenke aus, konnten etwas ausschauen. Am 26. war schon alles weggeräumt, und die Kinder fuhren mit dir ins Skilager des Skiklubs Hergiswil. Wenn ihr an Silvester zurückkamt, hatten sie die Geschenke fast wieder vergessen. Das war die einzige Zeit, in der ich manchmal dachte: Jetzt wärs doch einfach schön, wenn wir alle zu Hause geblieben wären.

So viel zur Frage, was Eltern emotional tragen, damit ein Kind Spitzenskifahrer werden kann. Aber was tragen sie finanziell? Es kursieren viele Zahlen darüber, was eine Skikarriere kostet. Die meisten davon sind nur halb richtig.

Walti und Priska Odermatt kennen die Antwort, denn Walti hat Buch geführt – jede Ausgabe für Marco, jede für Alina. Am Anfang tat er das, um herauszufinden, ob sich der Kauf einer Saisonkarte lohnt. Später merkte er: Die Zahlen sind hilfreich für Gespräche mit potenziellen Sponsoren für den Skiklub Hergiswil und den Nidwaldner Skiverband. Und für andere Eltern, deren Kinder ebenfalls davon träumen, Rennen zu fahren.

Was er über die Jahre notiert hat, zeigt vor allem eines: wie gross nicht nur der zeitliche, sondern auch der finanzielle Aufwand für eine Familie werden kann, wenn ein Kind den Weg in den professionellen Skisport einschlägt. Und erst recht, wenn es zwei Kinder tun.

Die Kosten steigen mit dem Alter. Im JO-Alter, also zwischen zehn und dreizehn Jahren, lagen sie im Fall der Odermatts bei 7000 bis 12'000 Franken pro Jahr und pro Kind. Enthalten waren neunzig bis hundert Skitage, davon zwanzig bis fünfundzwanzig Gletschertage, einige davon im Ausland, meist in Österreich. Ab fünfzehn Jahren stiegen die Ausgaben auf rund 30'000 Franken jährlich. Die Hälfte entfiel allein auf die sportliche Ausbildung und die Unterbringung im Internat der Sportmittelschule Engelberg.

Erst mit dem Sprung ins C-Kader von Swiss-Ski übernimmt der Verband grössere Posten, etwa Reisen, Skitrainings und Unterkünfte. Marco schaffte diesen Sprung früh, seine teure Phase war vergleichsweise kurz. Alina blieb länger im NLZ – ihre gesamten Ausbildungskosten lagen weiterhin bei der Familie.

In den Jahren, in denen beide Kinder in Engelberg waren, gaben Priska und Walti bis zu 60'000 Franken dafür aus. Das schafften sie mit ihrem normalen Haushaltseinkommen nur, indem sie bescheiden lebten und weil sie vorher gespart hatten. Priska sagt: «Wir sind nie geflogen, gingen kaum ins Kino, und gegessen haben wir meist zu Hause. Ferien im Ausland? Gab es auch fast nie.»

Der schmale Grat

Vielleicht ist das das Tröstliche daran, Geschichten rückblickend zu erzählen: Sie wirken, als ergäbe alles einen Sinn. Als hätte alles auf diesen einen Moment hingeführt: den ersten Weltcup-Sieg, den ersten Weltmeistertitel, das erste Olympiagold. Doch wer manchmal steckt – wer investiert, hofft, verzichtet –, weiss: Es gibt keinen Plan. Es gibt keine Garantie. Die Geschichte wird erst im Nachhinein zur Geschichte. Und wenn man sie nun erzählt, diese Geschichte, dann tut man gut daran, nicht nur auf das Ergebnis zu blicken. Sondern auf das, was es brauchte, um sie möglich zu machen.

Der Spitzensport ist geprägt von Tennis-Papis und Hockey-Moms, von Vätern wie jene von Andre Agassi und Tiger Woods, von übermächtigen Gestalten, Getriebenen, die sich selbst mit dem Erfolg ihrer Kinder verwechseln. Einer, der solche Geschichten aus nächster Nähe miterlebt hat, ist Oliver

Koch, Sportlicher Leiter der Sportmittelschule Engelberg, die auch Marco Odermatt besuchte. «Ich habe sehr viele sehr motivierte Eltern gesehen, die versuchen, ihre Kinder weit zu bringen», sagt er. «Walti hat Marco natürlich auch gefördert, aber er hat den Ball immer flach gehalten, hat die Erwartungshaltung gedämpft.»

Marco sei ein extrem motivierter Schüler gewesen. «Wenn es hiess: «Macht noch eine Serie», sagte Marco immer: «Kein Problem.»» Er habe immer mehr gewollt. «Aber mein Eindruck», so Koch weiter, «war immer: Der macht das für sich. Nicht für den Vater.»

Es verläuft ein schmaler Grat zwischen Fördern und Fordern. Otmar, der Protagonist aus dem niederländischen Bestseller «Otmars Söhne»,

glaubt, dass man Kinder nicht sich selbst überlassen darf, wenn etwas aus ihnen werden soll. Aber manchmal ist es genau umgekehrt. Manchmal ver einsamen Kinder, weil sie zu Protagonisten im Traum ihrer Eltern wurden.

Vieles kann und muss man im Spitzensport erzwingen. Es geht nicht ohne Quälerei. Aber es braucht nicht nur Härte, es braucht auch Weichheit. Nicht nur Wille, sondern auch Geduld. Nicht nur Challenge, sondern auch Sicherheit. Wer sich schon als Kind in einen gnadenlosen Wettbewerb stürzt, tut vielleicht gut daran, sich auch fallen lassen zu können – in dem Wissen, zu Hause nicht für das geliebt zu werden, was man leistet, sondern für den, der man ist.

«Marco», sagt Oliver Koch, «hatte grosses Glück mit seinen Eltern.» **DM**

Am 11. November erscheint von den beiden Autoren die autorisierte Biografie «Marco Odermatt. Meine Welt» (Wörterseh-Verlag); gestalterisches Konzept: Studio Voile. Dieser Text ist ein Auszug aus dem Buch.

CHRISTOF GERTSCH ist Reporter bei «Das Magazin». christof.gertsch@dasmagazin.ch

MIKAEL KROGERUS ist Redaktor bei «Das Magazin». mikael.krogerus@dasmagazin.ch

